Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 26 (1946-1947)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Bücher-Rundschau ★

Über die schweizerische Neutralität

In einer Studie über *«die neuen Tendenzen der Neutralität und die völkerrechtliche Stellung der Schweiz»* behandelt *Dr. Max Hagemann* einleitend die Frage, ob und wieweit unter dem Einfluß der politischen und soziologischen Veränderungen das schweizerische Neutralitätsrecht modifiziert worden sei, indem er feststellt, daß sich einerseits Tendenzen auf Erweiterung der Neutralität (amerikanische Neutralitätsgesetze von 1933, 1935 und 1937, bundesrätliche Maßnahmen für unparteiische Haltung der Presse), andererseits aber, unter dem die Genfer Aera beherrschenden Solidaritätsgedanken, Tendenzen ihrer Einschränkung geltend machten [1]). Nach einer eingehenden, die reiche in- und ausländische Literatur verwertenden Untersuchung über die rechtlichen Voraussetzungen der Änderungen von völkerrechtlichen Normen im Allgemeinen und derjenigen über die Neutralität im Besonderen vertritt er die Auffassung, daß die schweizerische Neutralität als Neutralität sui generis auf einer speziellen, sie konstituierenden Völkerrechtsnorm beruhe, deren auszeichnendes Merkmal in ihrer Beständigkeit (neutralité perpétuelle) liege, wobei die damit verbundenen Rechte und Pflichten sich inhaltlich nicht von denjenigen der bloß kasuellen Neutralität anderer Staaten unterscheiden. «Die Entstehung dieser partikulären Völkerrechtsnorm vollzog sich in der Weise, daß durch die langdauernde Neutralitätspolitik der Schweiz und durch ihre wiederholten Erklärungen, dauernd neutral sein zu wollen, in der Staatengemeinschaft die opinio juris entstanden ist, daß sie in jedem Kriege neutral sei. Die «reconnaissance» der Wiener Mächte ist nur als eine Bestätigung dieser Opinio aufzufassen». «Diese Eigenart der schweizerischen Neutralität gewährt den übrigen Staaten die Möglichkeit, schon vor Beginn eines Krieges damit rechnen zu können, daß im beabsichtigten oder erwarteten Krieg die Schweiz die Rechte und Pflichten des Neutralen besitze, wobei dieses «Damitrechnen-können» eine eigentliche Rechtserwartung darstellt. Dies erklärt die politisch höhere Wertung der schweizerischen Neutralität». Die Schweiz sei aber berechtigt, ihre Neutralität durch einseitigen Akt aufzuheben. «Will sie ihre dauernde Neutralität beibehalten, so darf sie keine Handlung vornehmen, aus der Dritte schließen müssen, sie werde in kommenden Kriegen unter Umständen nicht mehr neutral sein». Ein Krieg gegen die Schweiz wäre als einer völkerrechtlichen Vereinbarung, der Garantie gemäß den Wiener Verträgen von 1815, die gewohnheitsrechtlich Bestandteil des allgemeinen Völkerrechts geworden ist, zuwiderlaufend, ein völkerrechtliches Delikt.

Die Frage, ob die schweizerische Neutralität sich durch die neueren politischen Entwicklungen geändert habe, verneint der Verfasser mit überzeugender Begründung, indem er insbesondere auch dem von deutscher Seite gemachten Versuch, eine moralische Neutralität als Pflicht der Neutralen zu behaupten, entgegentritt. Er hält es schließlich auch nicht für wahrscheinlich, daß die zukünftige Entwicklung der zwischenstaatlichen Beziehungen eine Änderung der schweizerischen Neutralität zur Folge haben werde und glaubt, daß der Schweiz gerade als dauernd neutralem Staat in der UNO eine Stellung zugebilligt werden könne, die ihr gestatte, die Rechte und Pflichten eines dauernd Neutralen zu wahren. *Eugen Curti.*

Aus der Welt der Antike

Ein kleines Buch vom Tod

Dem Tode seine Würde zurückzugeben, ist das ergreifende Bemühen vieler Menschen in dieser Zeit des Kolossalischen, des Massenhaften, das in Leben und Tod furchtbare Orgien feierte. Dem Tode seine Würde zurückzugeben, ist die Sendung großer Dichter unserer Tage. Für Rilke und Hofmannsthal war der Tod ein großer

---

[1]) 4. Heft der vom Institut für internationales Recht an der Basler juristischen Fakultät herausgegebenen Schriftenreihe. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1945.

Herr der Seele, eine steigernde, eine verklärende Gottheit. Für Hermann Hesse ist er das große dunkle Tor zu seinen Urbildern und für Albert Steffen der mächtige Umwandler zu neuen Daseinsstufen. Immer wieder tritt auch die Antike in unser Bewußtsein, Thanatos in seiner melancholischen Schönheit. Grandios breitete E. Ruegg in seinen «Jenseitsvorstellungen vor Dante» die homerische Landschaft des Todes vor uns aus. Die gleichen Wege geht, behutsam und dichterisch sensibel, *Christoph Simonett,* der in *«Thanatos, ein kleines Buch vom Tod»* den Todesmythos der Griechen nach den Quellen Homers, der Theogonie, der großen Eingeweihten und Platons darstellt, zugleich die Totengebräuche nach attischen Vasenfiguren schildert. Und sie stehen wieder auf, die holden und traurigen Bilder von Charon und dem Totenfluß, von Hermes, dem Seelenführer, die sanft verträumte Asphodeloswiese, die Sehnsucht nach dem Lebendigen, die die Schatten emportreibt, von Odysseus' Opferschale zu trinken. Die Gegensätze: die schauerlich großartige Verbrennung des gefallenen Patroklos und dann die liebevoll bereiteten Grabhügel der Freunde, der Braut, mit der hochaufragenden Stele. «Kränze und Ölkrüge wurden hier niedergelegt, Granatäpfel als Symbole des Lebens, und ab und zu auch die Waffen eines Kriegers, die Instrumente eines Musikers, die Masken eines Schauspielers». An diese Stelle konnte die Seele, der auf ewig der Zugang zu den Lebenden verwehrt ist, zurückkehren, um in erlesenen Stunden leise Zwiesprache zu halten mit den Trauernden. — Die Griechen hatten verschiedene Vorstellungen von der Welt der Seelen. Nicht immer waren sie Schatten. Oft treten sie schmetterlingshaft auf als Psychen oder Kyren, aber auch als Eidolon-Seelen in menschlicher Gestalt. Nur Auserwählten — wie Alkestis — gelang die Rückkehr ins Leben. Wir spüren auch im antiken Totenkult eine von Geist und Schönheit geweihte Diesseitigkeit, die unser irdisches Leben, trotz aller Tragik, liebenswert macht. — Sehr schön ausgestattet erschien Simonetts feingeprägte Schrift in der Bücher-Reihe des *Speer*-Verlages in Zürich. Das Buch ist mit sechs antiken Vasenbildern geschmückt und graphisch gestaltet von Marion Römer. Die Bücher dieses Verlages zeigen sich in edlem Gewande.

Richard B. Matzig.

Zur griechischen Mythologie

Daß der Oedipus-Komplex eine Bindung des Unbewußten eines Menschen an seine eigene Mutter ist, wobei der Vater in die Rolle des unerwünschten Nebenbuhlers gerät, weiß heutzutage alle Welt. Die Nennung des Namens Oedipus läßt zumeist zuerst an den Komplex denken, und erst hinterher fällt einem ein, daß ja ein mythischer König bei den Griechen so hieß. Und etwas vergißt man völlig: daß der griechische Oedipus keinen Oedipus-Komplex hatte! Denn weder Vorbedacht noch etwa das Unbewußte haben ihn dazu getrieben, den Vater zu erschlagen und die Mutter zu ehelichen. Vielmehr ist es in Sophokles' berühmter Tragödie der blindwütige Zufall, der zu solchen Verbrechen führt, und zwar einen Menschen, der mit seiner Aussetzung als Säugling nicht bloß die bewußten, sondern gerade auch die unbewußten Bindungen an seine Eltern verloren hatte. Die gräßlichen Geschehnisse, nicht aber deren Gründe rechtfertigen die Bezeichnung Oedipus-Komplex. Vatermord in Idealkonkurrenz mit Blutschande mit der eigenen Mutter stellt freilich den äußersten Fall einer Auflehnung gegen die Autorität des Erzeugers dar. Angenommen, das Unterbewußtsein und nicht die Verstrickung äußerer Ereignisse hätte Oedipus gedrängt, so könnten wir auf den versunkenen Urgrund der Mythologeme blicken, der am ehesten jenem Bereich zu vergleichen ist, den C. G. Jung das «kollektive Unbewußte» genannt hat. Diesen Bereich mit Hilfe des Mythos zu erhellen, ist ein fruchtbares Verfahren. Umgekehrt gelingt es aber meistens nicht, die moderne Tiefenpsychologie für die Mythendeutung einzusetzen, weil man mit ihr zwar sozusagen zum «Mythos an und für sich» vorstoßen würde, dabei aber an den faktisch vorliegenden Mythen vorbeigeht, die samt und sonders den Stempel eines bewußten Gestalters tragen, mag dieser nun ein Epiker, ein Tragiker, ein Lyriker oder auch bloß ein Mythensammler gewesen sein.

Eine Anwendung Jungscher Methoden auf gestaltete Mythen finden wir in *Karl Kerényis* neuester Schrift über den Prometheus-Mythos [1]). Darin nimmt die Behand-

[1]) Karl Kerényi: Prometheus. Das griechische Mythologem von der menschlichen Existenz. Rhein-Verlag, Zürich 1946.

lung des «gefesselten Prometheus» den größten Raum ein, weil diese Tragödie das einzige erhaltene Werk ist, in dem Prometheus der Hauptheld ist. Aber da der Verfasser die Probleme der dichterischen Persönlichkeit nicht anschneiden will, fragt er nicht darnach, ob das Werk von Aischylos stamme oder unecht sei; daß das Drama das mittlere Stück einer Trilogie sei, hält er für ausgemacht; vor allem aber weicht er der wichtigen Frage aus, ob der Dichter bloß eine Bühnenwirkung erzielen, oder ob er gleich seinem Helden wider den Stachel der Weltordnung löcken wolle. An Stelle einer Interpretation des Kunstwerkes und einer Analyse der dichterischen Absicht bekommen wir eine Schilderung des existentiellen Leidens der Menschheit vorgesetzt. Denn des Prometheus Leiden ist für Kerényi stellvertretend für die menschliche Existenz, die sich an der unerschütterlichen Gegebenheit der von Zeus in eherne Maße eingezwängten Welt stößt. Der Verfasser wendet sich in seinen mythologischen Arbeiten gegen die früheren Bemühungen, dem Mythos beizukommen; er rückt vom Euhemerismus, von der Aufklärung, von der Romantik ab und ganz besonders von der Schule eines Wilamowitz; was er aber selbst bringt, ist auch bloß ein Tasten, auf das seine eigenen Worte zutreffen: «Alle wissenschaftlichen Schilderungen von Entstehungen und von den Vorgängen der Entwicklung sind nicht besser — meistens viel schlechter — als historische Romane».

Dieser Satz steht in einem «Brief an junge Humanisten», der mit acht andern Aufsätzen zu einem Buche vereinigt wurde [2]). Die Bezeichnung «humanistisch» trifft auf höchstens drei von den neun Schriften zu; die andern sind religionswissenschaftliche Beiträge, die aber nur jemandem zur Lektüre empfohlen werden können, der die Probleme schon kennt. Um ein Beispiel herauszugreifen: wer noch nie von den «Kabiren» gehört hat, wird sich kaum aus Kerényis Beitrag Belehrung holen können. Denn dieser besteht aus einer wortreichen Einleitung über Mysterien überhaupt und einer Ausdeutung der im Kabirenheiligtum bei Theben zutage getretenen Fundgegenstände. Daß diese seltsamen Gottheiten auch anderswo verehrt wurden, und wir über jene Kulte weit besser orientiert sind, erfahren wir nur ganz beiläufig; ebenso beiläufig wird die bisherige allerdings jeglichem Überschwang abholde Forschung erwähnt.

In dem Buche finden wir auch eine Würdigung von Emil Staigers Sophokles-Übertragung [3]). Hier hat sich Kerényi entschieden zuviel zugemutet. Ich stehe zwar nicht an, seine für einen Ungaren beachtliche Beherrschung der deutschen Sprache zu rühmen; aber als Beurteiler einer Verdeutschung eines dichterischen Kunstwerkes scheidet trotzdem aus, wer folgenden Satz (ein Beispiel für viele) in einem gedruckten Buche stehen läßt: «Ob der All-Einige monotheistisch als jener Einzige, der wirklich ist, aufgefaßt wird, oder pantheistisch als All-Wesen, bleibt die Orientierung nach einem Wesen oder Sein, das außerhalb der Vielfältigkeit unseres naturhaften Daseins liegt, charakteristisch». *Hans-Rudolf Schwyzer.*

Antike Geistesgeschichte

Zu den Folgen der, in der Hauptsache unfreiwilligen und unwillkommenen, wissenschaftlichen Autarkie der Schweiz, die, zum mindesten in den Geisteswissenschaften, ein ganz verändertes Bild schaffen wird, gehört auf altphilologischem Gebiet die Gründung einer eigenen schweizerischen Zeitschrift, des «Museum Helveticum», und nunmehr auch einer Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten, der *«Schweizerischen Beiträge zur Altertumswissenschaft»*, die im Verlag Reinhardt in Basel von *Bernhard Wyss* in Verbindung mit Fachgenossen herausgegeben wird. Die Sammlung ist in erster Linie zur Aufnahme von Dissertationen bestimmt, die ein dauerhafteres Gehäuse verdienen. Der erste, soeben erschienene Band, die Baslér Dissertation «Nomos und Physis» von *Felix Heinimann* erfüllt diese Aufforderung allerdings in einer von einer Anfängerarbeit kaum zu erwartenden Weise. Sie behandelt die Genesis dieses berühmten antithetischen Paares, das mit Ablehnung des ersten und Bejahung des zweiten Gliedes, sich als unvorstellbar fruchtbar nicht nur für die griechische, sondern immer wieder auch für die ganze europäische Geistes-

---

[2]) Karl Kerényi: Die Geburt der Helena samt humanistischen Schriften aus den Jahren 1943—45. Rhein-Verlag, Zürich 1945.

[3]) Vgl. Besprechung von Dr. Karl Fehr im vorliegenden Heft Seite 120.

geschichte erwiesen hat. Durch Herbeiziehung gewisser Schriften der hippokratischen Sammlung, die als älter erwiesen werden gegenüber den bisherigen Ansätzen, zeigt Heinimann, daß dieses Begriffspaar ethnographisch-politischer Herkunft ist, wobei der Akzent gerade umgekehrt auf dem Nomos (der Griechen) im Gegensatz zur Primitivität (der Perser-Barbaren) liegt. Erst nach und nach erfolgt nach der Mitte des 5. Jahrhunderts die Akzentverschiebung, z. T. unter dem Einfluß der durch Parmenides bis in die letzten Konsequenzen gesteigerten Antithese Wahrheit-Schein. Welcher Sophist der eigentliche Erfinder dieses philosophischen Schlagers ist, läßt sich nicht feststellen: in den zwanziger Jahren zeigen sich ihre ersten Auswirkungen. Es bedeutet diese präzise Erkenntnis einen bedeutsamen Fortschritt über die sich widersprechenden und willkürlichen Behauptungen aller Vorgänger. Der Hauptreiz des Buches liegt aber in den vielen ebenso scharfsinnigen wie feinhörigen Interpretationen, die der philologische Leser goutieren wird. *Ernst Howald.*

Die Tragödien des Sophokles

Als *Emil Staiger* im Jahre 1936 als ersten kühnen Wurf den «König Oedipus» erscheinen ließ, da staunten wir trotz aller Vorbehalte gegen Übersetzungen über die Prägnanz und Stilsicherheit dieses deutschen Sophokles. Eine Übertragung war geschaffen worden, die ebensosehr in ihrer Formklarheit griechischen Geist atmete wie sie in ihrer sprachlichen Ausgestaltung den Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache verpflichtet war. Die bald darauf folgenden Übersetzungen der «Antigone» und des «Aias» standen dem Erstling nicht nach, und die prächtigen Bühnenaufführungen bewiesen ihre unmittelbare Nähe und die poetische Wucht. Heute aber, da alle Sophokles-Tragödien in einer schönen Gesamtausgabe des Atlantisverlages vorliegen, wissen wir, daß damit ein Markstein auf dem Wege zur Assimilation des sophokleischen Geistes gesetzt worden ist[1]). Wie sorgfältig der Übersetzer an diesem Gesamtwerk gefeilt hat, zeigt schon ein Vergleich der früheren Einzelausgaben mit dem Text des Sammelbandes. Man stellt mit Freude fest, wie manche etwas gezwungene Stellen oder verstellte Satzkonstruktionen einem flüssigeren und zugleich klareren Ausdruck gewichen sind. Ohne Zweifel hat Staigers Übersetzungskunst im Laufe ihrer Entfaltung an Sicherheit gewonnen. Dazu half ihm einerseits die gründliche Beherrschung des Urtextes — er geht nur dort seine wohlüberlegten eigenen Wege, wo die Philologie selbst eine Crux hinzusetzt — und anderseits jenes sichere Gefühl für das Wesen des persönlichen Stils und des tragischen Genos, das Emil Staiger in seinen meisterlichen Stilanalysen so oft schon an den Tag gelegt hat.

Gewiß, Sophokles bleibt auch so noch an manchen Stellen hart und dunkel, und einige Chorpartien entziehen sich einer klaren syntaktischen Zergliederung, aber daran ist nicht die Übersetzung, sondern jene einzigartige Eigenwilligkeit der sophokleischen Diktion und der Wortwahl schuld. Sophokles, der raffinierte Beherrscher der damals eben erst erblühten Kunstform, die nur aus der attischen Kulturgemeinschaft erwachsen konnte, des eristischen Dialogs, hat manchmal in geradezu verwegener Weise mit dem Sinn seiner Worte gespielt. Und wenn Goethe Euripides mehr liebte als ihn, so mag darin gerade des Dichters Abneigung gegen jede eigenmächtige Benützung des Wortes zum Ausdruck kommen. Wenn Emil Staiger für den Dialog (an Stelle des jambischen Trimeters) den fünffüßigen deutschen Blankvers verwendet, so nimmt er zwar, wie er dies selbst betont, oft dem einzelnen Vers jene lapidare Eigenständigkeit, die dem ionischen Sprechvers eigen ist. Aber abgesehen davon, daß die Fülle der Schattierungen durch die zahlreichen griechischen Partikel unserer Sprache gar nicht zu Gebote steht, gewinnt Staiger damit eine Prägnanz und Dichte des Wortes, wie sie keiner der bis anhin üblichen Übersetzungen eigen war. Und selbst das Unnachahmlichste und Rätselhafteste der attischen Tragödie, die Chöre, haben in den Aufführungen, die wir anhörten, ihre Funktion als stimmungstragende Chorsprüche prächtig erfüllt. So klang das herrliche Preislied auf Attika in Hans Bänningers Radio-Bearbeitung des «Oedipus in Kolonos» geradezu wie ein ergreifender Hymnus an die Heimat auf. Kurz: Emil

---

[1]) Die Tragödien des Sophokles, ins Deutsche übertragen von Emil Staiger. Atlantis, Zürich 1944.

Staiger hat uns einen zugleich erhabenen und zeitnahen Sophokles geschenkt, gerade so, wie wir ihn uns in jene einzigartige attische Kulturgemeinschaft hineingestellt denken können. *Karl Fehr.*

Spieltechnik der griechischen Tragödie

Die noch erhaltenen antiken Tragödien sind schon im Altertum Lesedramen geworden. Ursprünglich waren sie aber alles andere als dies: ein jedes Theaterstück wurde ausschließlich für die Aufführung geschaffen, und zwar für eine einzige Aufführung, die nicht mehr wiederholt wurde, bis man längst nach dem Tode der großen Dichter die alten Stücke wieder ausgrub. Wenn wir die antiken Tragödien heute bloß lesen, betrügen wir uns um ein Wesentliches; wenn wir sie aber auf unsere Bühnen bringen, betrügen wir uns meist noch mehr. Denn die Gebärden, die Art des Auf- und Abtretens, die Bewegung der Personen, besonders des Chores im Raume, das Sprechtempo und die Kunstpausen, kurz die gesamte Regie überlassen wir dem Gutdünken des modernen Regisseurs, der die Aufgabe hat, das Stück bühnenwirksam zu machen und sich dabei nach der heutigen Spieltechnik richtet, wozu er ein umso größeres Recht haben mag, als ja auch der Aufführungsraum unantik ist. Und außerdem besaßen wir bis jetzt gar keine Regiebemerkungen aus der Zeit der Uraufführungen. Seit kurzem besitzen wir sie: *Anna Spitzbarth* hat in den erhaltenen Texten nach Hinweisen und Andeutungen über die Technik des tragischen Spiels geforscht und legt uns die Ergebnisse in einer umfassenden Typologie vor [1]). Denn gerade, weil die Anrufungen von Göttern, das Verhüllen und Enthüllen von Toten, die Gebärden der Angst, des Erstaunens, der Drohung und noch vieles andere typisch sind, ist den Texten überhaupt etwas zu entnehmen. Die Ergebnisse mögen manchem dürftig vorkommen, zumal sie in keiner Weise aufgebauscht oder auch bloß überschätzt werden. Man sieht ihnen nicht an, wie mühsam sie zustande gekommen sind, galt es doch, sämtliche noch erhaltenen Tragödien nach Anzeichen förmlich abzuhorchen. Angesichts dieses selbstverleugnenden Fleißes muß der Rezensent unersättlich erscheinen, wenn er bedauert, daß die Komödie nicht auch behandelt wurde. Ihre Einarbeitung von Anfang an hätte die Ergebnisse nicht bloß willkommen ergänzt, sondern hie und da vielleicht auch zurechtgerückt. Denn zahlreiche Gebärden sind nicht grundsätzlich verschieden, werden höchstens in der Komödie stärker zur Geltung gebracht. Und zwar gilt das nicht nur für die Stellen, an denen die Tragödie parodiert wird, sondern für manche Szene gerade auch der sogenannten neuen Komödie; man denke nur an die unzähligen Wiedererkennungsszenen, bei denen das Erstaunen, der Zweifel, die Gewißheit, die Wiedersehensfreude sicher in ähnlich typischer Weise wie bei der Tragödie geäußert worden ist. *Hans-Rudolf Schwyzer.*

Sokrates und Perikles

Die neue Schriftenreihe «*Überlieferung und Auftrag*», die *E. Grassi* in Verbindung mit *W. Szilasi* bei *Francke,* Bern, erscheinen läßt, soll nicht nur über die die furchtbaren Erlebnisse des Krieges emporheben, sondern sie tritt auch entschieden rein materialistischer Denkweise entgegen. Ein schrankenloser Individualismus wie sein extremes Widerspiel wird zugunsten eines wahren Humanismus ebensosehr abgelehnt. Für viele zwar scheinen die heute stets stärker vordringenden Naturwissenschaften den Primat der Bildung zu besitzen; allein die jüngsten Ereignisse lassen erkennen, wie sehr sich dabei der Mensch Mächten ausliefert, deren Meisterung anscheinend seine sittlichen Kräfte übersteigt. Der Sinn für das wahre Leben ist im technischen Zeitalter vielfach verloren gegangen, und die «menschlichen Gefühle gelten vorwiegend nur noch als subjektive Neigungen». Schließlich erschöpft sich die heutige Bildung in einer Häufung von Kenntnissen, denen es oft an einer inneren Verbindung mangelt; diese Werte sind nicht wirklich erlebt.

Unter solchen Gedanken Grassis eröffnet *Romano Guardini* die Reihe «Probleme und Hinweise» mit *Platons* Darstellung von *Sokrates' Prozeß und Tod.* Seinem Schicksal wohnt für alle Zeiten eine Kraft der Vorbildlichkeit inne, der sich der

---

[1]) Anna Spitzbarth: Untersuchungen zur Spieltechnik der griechischen Tragödie. Rhein-Verlag, Zürich 1946.

denkende Mensch nicht entziehen kann, geht es doch um Fragen, die nicht bloß in längstvergangenen Zeiten die besten Köpfe beschäftigten, sondern heute erst recht aktuell sind. Der Band enthält Apologie, Kriton, Euthyphron und Phaidon. Das Hauptgewicht wird auf eine neue sinngemäße Übersetzung gelegt, um Sokrates vor allem sprechen zu lassen. Die sorgfältige Wiedergabe verrät eine eindringende Beschäftigung mit den Texten. Gleichzeitig bemüht sich der Herausgeber auch um klares Hervorheben des gedanklichen Aufbaus durch knappe Interpretationen an den jeweils entscheidenden Stellen. Damit wird dem Leser das Verständnis des Ganzen wesentlich erleichtert [1]).

An der Spitze der Reihe «Texte» steht gewissermaßen als Symbolon griechischen Geistes des *Perikles' Totenrede* auf die im Peloponnesischen Kriege Gefallenen; auch hier liegt eine völlig neue Übertragung vor aus der Feder des Basler Philologen Georg Peter *Landmann,* die den Gedankengang des Schriftstellers in gewählter Sprache widergibt [2]). Dieses Kunstwerk des Thukydides mit seinem politischen Inhalt paßt in mancher Hinsicht sehr wohl in unsere Zeit; nach Aristoteles besteht ja das Wesen des Politischen in der Verwirklichung menschlicher Gemeinschaft, nach der sich die Völker heute so sehr sehnen. Möchten daher solche Schriften Brücken zu einer besseren Zukunft schlagen helfen. *Paul Schoch.*

Cicero und der Humanismus

Die Erstlingsarbeit eines sehr begabten und auch sprachlich überdurchschnittlichen jungen Philologen — Walter Rüegg — ist, wie man sofort fühlt, nicht in erster Linie aus einem historischen Interesse erwachsen, sondern aus einem intensiven kulturpolitischen Erlebnis [3]). Im Hintergrund steht eine humanistische Bildungsidee. Dieser Sachverhalt verrät sich durch die Eigenwilligkeit der historischen Konzeption, die sich bis zum Eigensinn steigern kann, und — durch die Bemühung um terminologische Sauberkeit. Der wahrhafte Historiker liebt, weil auch der geschichtliche Stoff vieldeutig ist, keine pedantisch präzisen, keine allzu nackten Termini; er liebt es, mit den Gefühlswerten zu arbeiten, die die Wörter im Lauf der Zeit angesetzt haben. So ist mir als Historiker das Bemühen des Verfassers um Säuberung des Begriffs Humanismus schwer verständlich. Humanismus, ein Terminus aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts (wie man bei Rüegg lernt), hat sich in 150 Jahren für den Gebildeten mit Nuancen vollgesogen; das Wort hat in der Hand vieler Forscher wertvollste Dienste getan. Nun soll es sie wieder hergeben, es soll so beschränkt werden, daß weder die Handschriftensucher des 15. Jahrhundert noch andererseits Winckelmann darin Platz haben. Den Begriff Humanismus auf das formal-rhetorische Bildungsideal Ciceros und der italienischen Humanisten und des alten Gymnasiums zu beschränken, das scheint mir falsch zu sein. Besser wäre es, einen neuen Terminus zu schaffen als den alten liebgewordenen und gefühlsgesättigten zusammenzuschneiden.

Das mußte zuerst gesagt sein. Unmittelbar nachher aber soll unumwunden zugestanden werden, daß eine Besinnung auf das Ciceronische Bildungsprinzip, wie es von Petrarca und Erasmus erlebt wurde, sehr nötig ist: jener Humanismus ist wirklich nicht identisch mit Wiedererweckung des Altertums, mit Renaissance. Kein Zweifel, daß es jene Männer in entscheidender Weise geformt hat. Der Vorgang dieser Formung sowohl des Petrarca als des Erasmus hat Rüegg ausgezeichnet geschildert, ihre Auflockerung, ihre Bewußtwerdung eigener und fremder Individualität. Aber immer kommt mit dieser Formwandlung auch antiker Inhalt mit: der antike Mensch wird Vorbild, nicht Cicero allein, aber auch nicht der Mensch an und für sich, sondern ein historischer, um den man sich kümmern muß durch Beschäftigung mit der antiken Literatur. Dabei darf man nicht vergessen, daß auch darin Cicero seinen humanistischen Verehrern den Weg weist, indem auch er schon sein Menschenideal in Griechenland hat, auch er schon Humanist (im herkömmlichen Sinn) ist.

---

[1]) Romano Guardini: Der Tod des Sokrates. Francke, Bern 1945.

[2]) Thukydides: Die Totenrede des Perikles. Übertragen von Georg Peter Landmann. Francke, Bern 1945.

[3]) Walter Rüegg: Cicero und der Humanismus. Formale Untersuchungen über Petrarca und Erasmus. Rhein-Verlag, Zürich 1946.

Rüeggs Buch regt auf und verleitet, weil man seine Bedeutung nie aus den Augen verlieren kann, immer wieder zur Polemik, wie es selber von Polemik strotzt. Es ist ein guter und fruchtbarer Streit, der so entsteht. Er hält den Humanismus, den allgemeinen und den Rüeggschen, lebendig, und das ist gut, denn des Humanismus Chancen sind, so seltsam das klingen mag, momentan gar nicht gering, darum nicht, weil er zu den konstituierenden Elementen Europas gehört, auf die sich zu besinnen allein Rettung bedeuten kann. *Ernst Howald.*

Naturwissenschaft und Philosophie

Es ist sehr zu begrüßen, daß von dem bekannten Werke von *Bernhard Bavink: «Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften»* nunmehr im Verlage von *Francke* in Bern eine achte Auflage als Schweizerausgabe erschienen ist. Das Werk ist gegliedert in die vier Hauptabschnitte: Kraft und Stoff, Weltall und Erde, Materie und Leben und Natur und Mensch. Eine Fülle von Problemen wird in wohldurchdachter Reihenfolge in knapper, klarer Weise auseinandergesetzt. Der erste der genannten Abschnitte ist bei weitem am umfangreichsten, weil er Verfasser darin anstrebt, den Leser schrittweise in immer schwierigere Probleme einzuführen und die Grundlagen für das Verständnis der folgenden Abschnitte zu schaffen. Trotzdem mathematische Formeln so viel als möglich vermieden werden, versteht es Bavink, den Sinn von mit mathematischen Mitteln erreichten Ergebnissen durch Umschreibungen wiederzugeben. Er geht aber darin nicht zu weit, sondern weiß gegebenenfalls auf solche Umschreibungen zu verzichten. Bei der fast übergroßen Stoffülle konnte im Hinblick auf das Gesamtbild den Einzelheiten nur ein Minimum von Raum gewährt werden; trotzdem bleibt die Darstellung eingehend, indem über die Einzelfragen in weit über sechshundert am Schluß des Werkes vereinigten Anmerkungen unter Anführung der Literatur orientiert wird. Daß hierbei zusammenfassende Referate, sowie einführende Darstellungen hervorgehoben werden, ist dem Leser besonders willkommen. Dem gleichen Zweck dient ein Literaturverzeichnis. Der für die Besprechung zu Gebote stehende Raum gestattet es nicht, im einzelnen zu würdigen, wie der Verfasser auch in den biologischen Abschnitten bestrebt ist, aus einer Darstellung der für die Gesamtschau wesentlichen Sachverhalte die philosophische Würdigung hervorgehen zu lassen. Eine zentrale Stellung nimmt in dem Werke das Kapitel über den Erkenntnisprozeß in der Physik ein. Daraus sei zum Schluß der Satz angeführt: «Die Welt ist so beschaffen, daß sie mittelst rationaler Begriffe in rationalen Urteilen (Gesetzen) in steigender Annäherung erkannt werden kann und sie schreibt den Weg dieser Annäherung selber dem erkennenden Verstande vor».

Das ebenfalls bei Francke erschienene Büchlein von *Thure von Uexküll: Ernesto Grassi, Wirklichkeit als Geheimnis und Auftrag, Die Exaktheit der Naturwissenschaften und die philosophische Erfahrung,* ist der erste Band einer Reihe von Schriften «Überlieferung und Auftrag». Im Grunde ist es nur die philosophische Erfahrung, die hier zum Worte kommt; während die Verfasser sich mit großer Belesenheit bemühen, das heutige physikalische Weltbild in ihre Betrachtung einzubeziehen, kommt die biologische Forschung entschieden zu kurz. Insbesondere wird nicht ersichtlich, daß alle Arbeitshypothesen der gesamten Naturwissenschaft nur so lange Geltung haben, als sie mit der Erfahrung übereinstimmen und daß mit dieser Arbeitsweise unbestreitbare Fortschritte erzielt worden sind. Man muß sich fragen, was mit dem in subtiler Erörterung aufgestellten Begriff der Vorwirklichkeit, was mit der Hypothese des ursprünglichen Charakters des Wahnes für die Erkenntnis gewonnen sein soll? Die Reihe der Schriften wird durch eine Reihe von Texten, sowie durch eine Reihe von «Problemen und Hinweisen» ergänzt, von denen einige erschienen sind. Sie verkörpern in ihrer Mannigfaltigkeit das Bestreben, bedeutsame Stimmen der Vergangenheit wieder zum Worte kommen zu lassen.

Bernhard Peyer.

Zur Reform des schweizerischen Gymnasiums

«Die Erziehung ist entweder ganzheitlich und darum einfach und grundwesentlich, oder sie ist überhaupt nicht. Im alten Perserreich bestand die Erziehung der zu Führung und Dienst in Staat und Volk berufenen Jünglinge darin, daß sie den

Tag damit verbrachten, die Taten der Götter kennenzulernen, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zu üben und die Waffen zu handhaben. Das war alles, aber es war das Ganze des menschlichen Lebens». Diese lapidaren Sätze aus der vorliegenden Schulprogramm-Beilage, einer unscheinbaren, aber vielleicht bald hochbedeutsamen Schrift, enthalten unausgesprochen die Frage: Kennt unser gegenwärtiges Gymnasium ebenso bestimmt den geistigen Ort, von dem aus es die Erziehung und Ausbildung «der zu Führung und Dienst im Staat und Volk berufenen Jünglinge» zu besorgen hat? Die Antwort ist längst gegeben: unser Gymnasium sucht diesen Ort seit Jahrzehnten, zwar verantwortungsbewußt und beharrlich, aber bisher ohne wesentlichen Erfolg. Die besten Köpfe streiten sich in dieser Sache. Ist das Ziel des Gymnasiums vorwiegend die Ausbildung des Verstandes und die Vermittlung von Wissen, um den Jüngling hochschulreif zu machen, oder ist das Ziel vor allem Erziehung des Charakters und des gepflegten Geschmacks, Heranbildung zum honnête homme? Natürlich sind beide Formulierungen in so extremer Fassung unrichtig; denn beide Ziele sind verpflichtend; es frägt sich bloß, wie das heutige Gymnasium sie einigermaßen erreichen kann.

Es liege im Wesen der Gymnasialreform, daß sie die «Reform in Permanenz» sein müsse, sagt Max Zollinger; endgültige Lösungen seien nie zu erwarten. Das ist gewiß richtig. Aber wir müssen nun endlich — und der gewaltige Anstoß zu neuer Besinnung auf das wirklich Wertbeständige im Menschenleben, den der Zusammenbruch der Gegenwart gibt, sollte das erleichtern — wir müssen endlich den geistigen Ort finden und festhalten, von dem aus alle Arbeit des Gymnasiums die Richtung und den Antrieb erhält. Das Problem besteht für alle Arten des heutigen Gymnasiums. Aber in seiner ganzen Schwere lastet es doch nur auf den sogenannten neutralen staatlichen Schulen, während die weltanschaulich bestimmten Anstalten ihren Ort kennen und nur mit den allgemeinen im Zeitgeist begründeten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Ihr geistiger Ort ist aber derjenige einer Minderheit, mit dem der Mehrheit nicht geholfen ist. In der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts hat der 2500 Jahre alte geistige Bau des Gymnasiums zum letzten Mal eine schöpferische Neugestaltung erfahren, aus der Haltung des Neu-Humanismus heraus. Dann aber hat, wie Fischer in seiner Schrift ausführt, die philosophisch-positivistische Einstellung, die technisch-naturwissenschaftliche Entfaltung und zuletzt das Erschrecken über die Zertrümmerung der Gesellschaft durch den hemmungslosen Individualismus dazu gezwungen, den Ort des Gymnasiums neu zu bestimmen. Man findet diesen Ort nicht durch neue Stundenverteilungspläne, durch raffinierte Verfeinerung der Lehrmethode, oder durch Einführung neuer Wissensgebiete; das alles ist Flickwerk, und das alte stilvolle Gebäude wird dadurch immer mehr verschandelt. Wir müssen einmal wieder neu bauen, müssen wissen, aus welchem Material das Fundament, die Mauern und die Kuppel dieses geistigen Palastes sein sollen.

Rektor Hans Fischer ist nicht der erste, der sich um dieses Werk müht, das durch die Zerrissenheit unserer geistigen Situation, durch den unseligen materialistischen Rang-Wettstreit der verschiedenen Disziplinen und nicht zuletzt durch die unheilvoll verpolitisierten Erziehungsbehörden unserer Kantone nicht vorwärts kommt. Aber er wagt es nun, vertrauend auf seine große Erfahrung und getragen von einem unbeirrbaren Glauben an die Erreichbarkeit des Ziels, aufs Ganze zu gehen. Die Schrift von der historischen Entwicklung des Gymnasiums, das in der packenden Formulierung Fischers seinen «Lebenshauch von der Akropolis und von Golgatha her» hat, dient nur der Vorbereitung. Wir erwarten viel, sehr viel an Anregung, sagen wir es gerade, sehr viel an *Hilfe* vom Hauptteil dieser Arbeit. Wer immer auch nur ahnt, welche Verantwortung dem Gymnasium aufgebürdet ist, muß mit innerster Anteilnahme wünschen, daß der große Wurf gelinge. «Diese Arbeit wurde von einem Leiter eines Gymnasiums deshalb unternommen, weil er in der Zeit der Zusammenbrüche, der Zerstörungen und der Untergänge den Ort und die Handreichung der Schule, der er dient, kennen möchte». Wenn er diesen Ort findet, dient er dem ganzen Lande [1]).

Ernst Kind.

---

[1]) Hans Fischer: Ort und Handreichung des deutschschweizerischen staatlichen Gymnasiums protestantischer Herkunft. Erstes Stück: Das Erbe. Beilage zum Jahresbericht des Städtischen Gymnasiums Biel 1944/45.

Hitler in uns selbst

Picard hat es sich zur Aufgabe gemacht, in seinen Büchern die Problematik unserer Zeit gleichsam von innen her auszuleuchten oder gleich einem Gewebe gegen das Licht hin auf seine Dichtigkeit zu prüfen. Bei diesem Verfahren zeigen sich neben all den durchlässigen Schäbigkeiten immer wieder festere Stellen, Kernpunkte, die den Stoff überhaupt noch zusammenhalten; Picard nennt sie die Ur-Phänomene, und seine fast prophetische Bemühung richtet sich letzten Endes nur immer wieder darauf, unsere gehetzte Generation auf diese von Gott selbst gesetzten Zeichen hinzuweisen. Darum tragen all seine Bücher ein so geschwisterliches Wesen zur Schau (wer Entscheidendes zu sagen hat, scheut sich nicht, es immer wieder zu sagen; nur der hohle oder eitle Mensch sucht stets neu zu sein), und darum reiht sich auch das letzte Werk fugenlos an die «Flucht vor Gott». Jenes Buch wurde geschrieben aus der Ahnung des Kommenden; der Abgrund trug noch keinen Namen, erst die Richtung auf ihn hin war vorgezeichnet. «Hitler in uns selbst» ist aus dem Wissen geschrieben, aus einer über alle menschliche Erfahrung hinaus grauenhaften Anschauung des Bösen, das sich in unserer Welt realisiert hat[1]).

Es ist kein erfreuliches Buch, und es ist kein bequemes Buch. Abrechnungen pflegen weder das eine noch das andere zu sein. Man kann in einzelnen Punkten von Picard *ab*weichen, aber *aus*weichen kann man nicht. Denn die Bühne des Geschehens wird aus der (gerade für uns Schweizer so gefährlich schützenden) räumlichen und politischen Entfernung in unser eigenes Wesen hineinverlegt, und nun gibt es kein interessiertes oder angeekeltes Zuschauen mehr, nun sind wir selbst Mitspieler und haben uns mit zu verantworten vor der fürchterlichen Anklage, die diejenige des letzten Gerichtes sein könnte: «Wie habt ihr es so weit kommen lassen»?

Von dieser Frage rückwärtsgehend, stellt Picard noch einmal eine Analyse unserer Zeit auf, die in einer beispiellosen Gefährdung in stets rasenderem Tempo der Katastrophe entgegenstürzt. Das nationalsozialistische Deutschland wird nur als Exponent hingestellt für all das, was in dumpfem Gären oder offenem Aufruhr die Menschen zerstört, von innen und außen her. Hitler wäre nicht möglich gewesen in einer Epoche, die noch Struktur enthalten hätte. In uns selber ist die Kontinuität unterbrochen, der Zusammenhang mit der Hierarchie der Geschichte, welche den Dingen ihr rechtes Maß zuweist. So konnte alles geschehen, selbst das Unfaßbare, weil man sich nicht mehr gehalten und verpflichtet fühlte durch die Macht einer wahren Religion oder zumindest einer starken Tradition, die hochstehenden Menschen eine unnachahmliche Haltung zu geben vermag. Wo aber die Verpflichtung fehlt, gelangt das Augenblickshafte zur Geltung: der moderne Mensch weiß nichts mehr von der «Geduld der Erde», die Goethe in Bedrängnis beschwor; seine Form ist diejenige der Unruhe, sein Wesen gehört dem Unbestand. «Die Zeit hat ihr *Sein* in der Dauer; im Augenblick aber ... hat sie den Tod und bringt sie den Tod».

Weil wir aber die Dauer verloren haben, haben wir auch die Wahrheit verloren und sind nur noch auf Feststellungen angewiesen. Daher auch die beängstigende Erscheinung, daß ein politisches Bekenntnis von heute morgen eine Lüge, nein sogar eine Antiquität sein kann, die man von sich streift als ein bloßes Accidens. Dabei kommen wir allerdings kaum um die beunruhigende Frage herum, wie viele solcher Accidentia wir abstreifen müßten, bis wir zu unserem eigentlichen Kern gelangen würden, und ob nicht das endlich Gefundene von so erschreckender Dürftigkeit wäre, daß wir es wieder unter der lärmenden Vielfalt unserer Betriebsamkeit zuschütten müßten.

Es entspricht der Artung dieses Buches, daß eine Auseinandersetzung mit ihm sogleich zur Auseinandersetzung mit unserer Zeit überhaupt wird. Sicher ist das Problem hier nicht zum ersten Mal aufgezeigt, und es erhebt auch keinen Anspruch auf eine «Lösung», die ja nur vom Leben selbst her kommen kann. Aber gerade an diesem Punkte liegt die Bedeutung Picards, daß er jeden Einzelnen auf diese Lösung hin verpflichtet, weil eben das Unheil schon in jedem Einzelnen Wurzeln geschlagen hat. Die Naziherrschaft ist zerstört, unsere Unruhe aber ist geblieben, und solange

---

[1]) Max Picard: Hitler in uns selbst. Rentsch, Erlenbach/Zch.

die Voraussetzungen, unter denen Hitler möglich war, nicht von Grund auf geändert werden, wer kann uns garantieren, daß nicht ein neuer Hitler entstehen werde?

Vielleicht kann nur ein Wunder unsere Zeit retten. Wunder aber geschehen nur denen, die wahrhaft guten Willens sind. *Inez Wiesinger-Maggi.*

Katholische Neuerscheinungen

Mit einer ganz reinen und uneingeschränkten Freude darf an erster Stelle hingewiesen werden auf den sechsten Band der Sammlung «Menschen der Kirche», deren Herausgeber Hans-Urs von Balthasar ist. Es handelt sich um das Werk: *Kardinal J. H. Newman: Die Kirche* (Erster Band), übertragen und eingeführt von *Otto Karrer* (Benziger, Einsiedeln). Newman ist ohne Zweifel einer der größten Geister der neueren Kirchengeschichte, der als Denker und als Mensch allseitige Verehrung fand. Otto Karrer hat schon 1922, mit Erich Przywara zusammen, einen Querschnitt durch Newmans Werk in acht Bändchen bei Herder-Freiburg veröffentlicht, später ein Gebetbuch aus Newman-Texten. Eine so alte Vertrautheit mit dem Stoff, eine so reiche literarische Erfahrung, wie Karrer sie besitzt, halfen denn auch mit, daß diese Newman-Ausgabe, die unter dem Leitgedanken «Die Kirche» steht, etwas allseitig Abgeklärtes wurde. Vor allem gilt dies von der ausgewogenen Art, wie die Texte aus Newman mit seinem Leben verflochten wurden. Nicht nur wird anhand von Newman-Texten sein persönlicher Weg zur Kirche geschildert und werden die seelischen Voraussetzungen des Glaubens untersucht, sondern auch die einzelnen Abschnitte über die Kirche als mystischer Christus und über ihr Lehr- und Hirtenamt werden durch kurze Einleitungen in den inneren Entwicklungsgang von Newmans Denken hineingestellt. Die ausgewählten Texte der einzelnen Gedankenkreise werden dann in chronologischer Reihenfolge geboten, sodaß bei aller Sachlichkeit noch der persönliche Herzschlag Newmans zu spüren ist. In einer meisterhaften Skizze hat Karrer «Newmans geistiges Bildnis» vorangestellt. — Im Frühjahr 1946 wird der zweite Band das Werk zu einem Ganzen runden.

Es sei gestattet, in diesem Zusammenhang auf ein Werk hinzuweisen, das zwar zwei Jahre früher erschienen ist, aber im gleichen bedeutenden Verlag, Benziger-Einsiedeln, vom gleichen Herausgeber, der in diesem Falle aber auch der Übersetzer ist, *Hans-Urs von Balthasar,* und das dem gleichen Anliegen dient, wie das oben genannte, einer letzten Schau auf das Wesen der Kirche: *Henri de Lubac, «Katholizismus als Gemeinschaft».* Henri de Lubac ist im französischen Sprachgebiet ungefähr das, was Hugo Rahner, der von den Eranos-Tagungen her bekannt ist, im deutschen: ein Mann, der eine fast unheimliche Kenntnis der alten kirchlichen Literatur mit modernstem Gespür verbindet. Der Text und fast mehr noch die Anmerkungen, die einem ein Staunen abnötigen, beweisen das zur Genüge. Trotz gewissen kritischen Bemerkungen, die die «Schweizer Rundschau» Bd. 44, S. 101 f. anbrachte und über die erst noch zu diskutieren wäre, darf gesagt werden, daß das Werk, das die Einheit der ganzen Menschheit in Christus darlegt, von überragender Größe ist, und wenn der Verlags-Zettel es «ein Standardwerk von augustinischer Haltung» nennt, so ist dies nicht übertrieben.

Ganz schlicht, sachlich und anspruchslos nach außen und innen, aber darum nicht weniger sympathisch, stellt sich die Biographie von *«Dr. P. Albert Kuhn,* Kapitular des Stiftes Maria-Einsiedeln» vor, die ihm sein Klostergenosse, Alt-Rektor *Dr. P. Romuald Banz,* im *Rex-Verlag, Luzern,* gewidmet hat. Der Untertitel nennt es «eine Lebensarbeit im Dienste der Erziehung, Kunst und Religion», und damit ist der Dreiklang, der P. Albert Kuhns Leben durchzieht, auf die kürzeste und beste Formel gebracht. Man muß das Verzeichnis der gedruckten Veröffentlichungen, die von 1868 bis 1928 datieren, nebst der Aufzählung aller kirchlichen Neubauten und Renovationen, bei denen P. Albert Kuhn mitwirkte, auf sich wirken lassen, und denken, daß er dies alles leistete, nebst einer lebenslangen Tätigkeit als Gymnasiallehrer, nebst seinen religiösen Pflichten als Geistlicher und Mönch, dann ahnt man, welche Arbeitslast dieser Mann auf sich genommen. Dabei wird er vom Autor in keiner Weise heroisiert, sondern auch seine menschlichen und allzumenschlichen Seiten kommen zur Sprache, etwa seine massiven Ausdrücke, wenn er in der Schule einmal «explodierte» oder seine Tränen, als er nicht Abt des berühmten Klosters

wurde. Diese Wahrhaftigkeit der Darstellung imponiert einem mehr als jeder künstliche Weihrauch und Nimbus, wahrlich das Werk eines bedeutenden Schweizers über einen bedeutenden Schweizer. (Deswegen mit Recht als Band II in der Sammlung «Große katholische Schweizer der neueren Zeit» aufgenommen.)

Einige Professoren der katholischen Universität Mailand setzten sich mit einigen Berufstätigen zusammen, um die Weihnachtsbotschaft Papst Pius XII. vom Jahre 1942 durchzuarbeiten. Das Resultat ist das Buch von *Carlo Colombo: «Zum Neubau der Gesellschaft* — Die soziale Botschaft von Papst Pius XII.», das der *Rex-Verlag Luzern* in der Übersetzung Karl Schulers 1945 herausgab. Manchen kommen die unkommentierten Texte der päpstlichen Botschaften zu schwer vor. In diesem Buche haben wir eine allgemein verständliche, übersichtliche Darlegung der Grundgedanken über Person, Gesellschaft, Familie, Arbeit, Wirtschaftsordnung, Rechtsordnung, Staat. Es ist sehr verdienstlich, daß der Rex-Verlag dieses Kompendium der katholischen Soziallehre vorlegt, heute, wo so viel über den Neubau der Gesellschaft diskutiert wird.

Etwas vom Letzten, was vom *Herder-Verlag Freiburg i. Br.* vor seiner Bombardierung noch zur Besprechung eingereicht wurde, sind eine Reihe von *Kleinschriften* «für die junge christliche Ehe und Familie», so: Annelies und das neue Leben; Die Ehe als Sakrament der Laien; Unser Hochzeitstag; Wir haben Taufe; Wir lesen daheim die Heilige Schrift. — Hoffen wir, daß dieser führende katholische deutsche Verlag, «ausgeglüht an Leib und Geist», wie der Verlagsleiter sagte, uns bald auch wieder große und bedeutende Werke schenken kann.

In dieser Zeit, in der kein Krieg mehr, aber auch noch kein Friede herrscht, bringt die Europäische Reihe der Sammlung Klosterberg, betreut von Hans-Urs von Balthasar, die *«Klage des Friedens»* von *Erasmus von Rotterdam* (*Schwabe,* Basel 1945). Nicht nur die klare, einfache Übersetzung erfreut, sondern ebenso stark das feinfühlige Nachwort von Arthur von Arx, das uns das «Erasmische» nahebringt. «Das typisch «Erasmische» dieser Bildung aber besteht darin, daß ihre Form wesentlich auf der ausgleichenden Verbindung der Gegensätze beruht und daß ihre Norm nicht nur die Gebote des Christentums, sondern im gleichen Maß die Naturethik der Humanität bilden» (S. 98). *Gebhard Frei.*

Aus dem bäuerlichen Lebenskreis

Mit großem Interesse hat man noch im alten Jahr landauf-landab nach einer Neuerscheinung gegriffen, die mit ihrem Titel: *«Der Bauernstand im Wandel der Jahrtausende»* zu einer Zeit auf den Markt kam, als Notwendigkeit und Bedeutung des Urstandes aus hartem Kriegserleben heraus allen Nachdenklichen offensichtlich war. Solche Zeiten drängen ja geradezu zum Rückblick, zum Aufsuchen von Parallelen, kurz, dem wechselvollen Spiel des geschichtlichen Charakterbildes nachzuspüren [1]).

Schon die ersten Seiten dieses wertvoll illustrierten, in wohl seltenem Fleiß zusammengetragenen Buches zeigen deutlich, daß man es hier nicht mit einem trockenen Schildern der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung, sondern mit den sozialen, geistigen und weltanschaulichen Auseinandersetzungen im Bauernstande selbst und um diesen zu tun hat. Der Standort des Verfassers ist dabei der pointiert katholische und seine Wertungen verraten katholische Maßeinheiten. Diese Verankerungen erklären, warum hier der Gang durch die Jahrtausende nicht von einer ständigen Steigerung des Urteils begleitet ist, sondern eine Kurve aufgezeichnet wird, die zuerst von der Reformation, dann aber auch durch die Aufklärung deutlich nach abwärts gebogen wird.

Derartige Gedankengänge rufen jener Fragestellung, die sich im bäuerlichen Denken immer mehr aufdrängt, nämlich die des Gerechtwerdens gegenüber den Lebensinteressen des Bauernstandes und die der richtigen Wertung dieser Volksgruppe von seiten unserer beiden christlichen Konfessionen. Das vorliegende Werk Schwendimanns zieht diesbezüglich klare Grenzen, es nimmt die gut förderliche Luft für die Antike und das eigene Bekenntnis in Anspruch und schließt die ausge-

---

[1]) Johann Schwendimann: Der Bauernstand im Wandel der Jahrtaussende. Benziger, Einsiedeln 1945.

sprochenen bäuerlichen «Hoch»zeiten mit denjenigen der kirchlichen Einheit ebenfalls ab. Die Lektüre dieses Buches wird darum dem katholischen Leser Anlaß zur Genugtuung und Freude, dem protestantischen hingegen Anlaß zur Besinnung und Auseinandersetzung sein. Diese letztere wird dabei kaum um eine Zweifrontenstellung herumkommen, gegen die Auffassungen des Verfassers einerseits, aber auch gegen die bevölkerungs- und sozialpolitische Orientierung der eigenen protestantischen Kirche selbst.

Das Werten des bäuerlichen Wohlergehens, ja eines Volkes überhaupt, kann verschieden vorgenommen werden. Man braucht dazu an den verschiedenen Beobachtungsposten verschiedene Maße. Eine idealistische und eine materialistische Deutung müssen über die gleiche Zeit zu verschiedenen Werturteilen kommen. Aber auch im Rahmen einer geistig-idealistischen Betrachtungsweise werden weltanschauliche Überlegungen die Ansichten verschieden normieren. Diese Tatsache zwingt den protestantischen Bauern von den in diesem Buche festgelegten Wohl und Weh, Böse und Gut an verschiedenen Orten Abstand zu halten. Die protestantische Lebensgestaltung hat dem Bauern Eigenarten und Empfindungen beigebracht, die ihn in der freien Luft der Aufklärung ebenso glücklich leben lassen, wie den katholischen Berufskollegen zur Zeit der klösterlichen Führung der schweizerischen Landwirtschaft. Diese notwendige Distanzierung kann aber den Schreibenden nicht hindern, die hohe Anerkennung gegenüber der Leistung des Verfassers auszusprechen, die die hier vorgenommene klare Deutung bäuerlichen Wohlseins im katholischen Lebensraum verdient. Auf alle Fälle drängt dieses katholische Buch die Frage auf, wie lange es noch gehen wird, bis auf dem andern Fahrweg gleiche Beobachtungen gemacht und gleiche Notizen geschrieben werden.

Der Rahmen dieser Buchbesprechung müßte stark gesprengt werden, wollte man der protestantischen Besinnung gerecht werden, die dieses Buch im reformierten Bauernhause fordert. Es ist der feierabendlichen Beschaulichkeit und dem bekannten Grübeln bei bäuerlichen Arbeiten nicht entgangen, daß die reformierten Kirchen in ihren sozialpolitischen Äußerungen immer mehr überwiegend urbanen und nicht ruralen Standort verraten. Gewiß, die Kirche hat die Aufgabe, dem Menschen und nicht dem Angehörigen eines Berufsstandes zu begegnen, hingegen darf gefragt werden, wie in diesem Begegnen das notwendige Verstehen zum Ausdruck kommt. Verstehen hat in diesem Sinne weitgefaßte Bedeutung, es ist nicht nur Voraussetzung in der Seelsorge, es muß vor allem auch zum Ausdruck kommen in der Ausübung des sogen. kirchlichen Wächteramtes. Gerade hier empfindet der bäuerliche Protestant im Anblick dieses vorreformatorischen Einheitsbaues, den dieses Buch drastisch darstellt, eine eigene Lücke. Es stehen zwar heute einige, namentlich junge Pfarrer auf und erkennen und bekennen diesbezüglich; im Großen und Ganzen ist es jedoch unverkennbar, daß die großen protestantischen sozialpolitischen Weichensteller Blumhardt, Kutter und Ragaz in ihrem Tun die Welt-Zweiteilung der materialistischen Geschichts- und Lebensauffassung des vorigen Jahrhunderts mitbestimmen ließen, die den dritten Wirtschaftsraum, eben die Landwirtschaft, gar nicht kennen wollte.

So gesehen ist das Werk Schwendimanns, trotz der teilweise subjektiven Linienführung, den Bauern und den Freunden des Bauernstandes zur Freude und zur Besinnung zu empfehlen. *Rudolf Meier.*

Redaktion: Zürich, Postfach Fraumünster, Telephon 24 46 26 — Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstraße 64, Telephon 27 29 75 — Druck und Anzeigenannahme: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstraße 64 — Bezugspreise: Schweiz: jährlich Fr. 16.—; halbjährlich Fr. 8.25; Ausland: jährlich Fr. 17.80; Postabonnement jährlich Fr. 16.30. Einzelhefte Fr. 1.50.